Grünberger Wochenblatt.



20. Jahrgang. № 6.

Redaction Dr. W. Levysohn

Donnerstag den 18. Januar 1844.

Hans Freundlich.

(Fortsetzung.)

In demselben Augenblicke schlug ein klingendes Gelächter an sein Ohr, ein harmloses, heiteres Lachen, das ihm bekannt schien. Er wandte erstaunt den Kopf um und sah — den Gegenstand seiner hoffnungslosen Liebe, die schöne Meisterstochter, Katharina Poggenklas, am Arme ihres Vaters daher trippeln. Erst stand Hans wie verduzt, was ihm jedesmal wiederfuhr, wenn sie in seine Nähe kam, dann versuchte er, sie höflichst zu begrüßen, was aber etwas linkisch ausfiel. Zum Glück für den verlegenen Gesellen sahen die Ankommenden ihn nicht. In fröhlichem Geplauder begriffen, lehnten sie sich an das Geländer und schauten wie suchend nach der Elbe hinunter.

„Donner und Doria! ein allerliebstes Mädchen," rief ein junger Lieutenant in ihrer Nähe und versuchte ihr unter den Hut zu blicken. — „Der niedlichste Schwarzkopf, der mir je vorgekommen," sprach ein Elegant mit hoher Kravatte und richtete die Lorgnette auf sie. — „Wangen wie Aurora, und Augen wie brennende Sterne," flüsterte ein blasser Jüngling, der der Poesie huldigte. — „Eine schmucke Brigg, prächtig aufgetakelt! möcht' sie wohl entern," brummte ein Matrose. Solches Aufsehen machte die achtzehnjährige Katharina bei dem umherstehenden männlichen Geschlechte.

Und wohl verdiente sie diese Bewunderung, denn es gab in der ganzen Neustadt Hamburgs keine Meisterstochter mehr, die an Liebreiz mit ihr wetteifern konnte. Bei Alt und Jung in der Straße, wo Meister Poggenklas im stattlichen eigenen Hause wohnte, hieß sie nur das schöne Trinchen! Aber sie war nicht nur ein schönes, sondern auch ein gutes, unschuldiges und fröhliches Trinchen, die wegen ihrer Sittsamkeit und ihres holdseligen Wesens Gott und allen Menschen wohlgefiel.

Hans Freundlich hörte die Aeußerungen über Katharina's Schönheit zitternd an. Jedes Wort war ihm ein Messerstich in's Herz. „Sie wird dich nie lieben können, die so hoch Bewunderte," dachte er mit blutender Seele und versuchte es, das Auge von ihr abzuwenden. Aber es war ihm wie angethan, seine Blicke blieben wie gebannt an dem lieblichen Kinde haften.

„Da ist er, Vater, da ist er!" klang es auf einmal von ihren blühenden Lippen, „siehst Du, dort steht er im Kahn und winkt mit dem Tuche. Wir sollen kommen. Schnell Vater, schnell, es ist schon drei Uhr und wir müssen vor Dunkelwerden wieder im Hafen sein, sonst werden wir ausgesperrt. Ach, der gute Berliner! wie gefällig er ist. O, wie freu' ich mich auf die Fahrt!" — Sie klatschte jubelnd in die Hände, winkte dann mit dem weißen Taschentuche Antwort und zog den Vater eilends mit sich fort.

Wie ein Donnerschlag durchfuhren die Worte:

„Ach, der gute Berliner!“ Hans Freundlich. „Also wieder der Berliner ist es,“ rief er ganz laut, daß die Umstehenden aufmerksam wurden, „der lange, hasenfüßige Windbeutel und Redeviel, auf dessen Gesellschaft sie sich freut, mit dem sie sich auf den Wellen in traulichem Geplauder hinschaukeln wird. Ach, ich wollte, ich läge unten im Grunde der Elbe und sie führen über mir hinweg! O, die Schlange, die verruchte Berliner Klapperschlange!“

Ein schallendes Gelächter riß ihn aus seinem Selbstgespräch. Er sah sich um und bemerkte, daß er durch seinen lauten Jammer zum Gegenstand des Spottes geworden war. Tief beschämt ging er von dannen.

„Meck, meck, meck! der Schneider ist betrunken, meck, meck, meck!“ höhnten einige Lehrburschen, die ihn von Ansehn kannten, jauchzend hinter ihm her. Er lief, wie vom bösen Geiste verfolgt, durch die sanftgekrümmten Kieswege und, ohne es zu wollen, dem Hafen zu, der am Fuße des beträchtlichen Wallhügels seinen Anfang nimmt. Unglücklicherweise kam er gerade zu der Stelle, wo der vorerwähnte Berliner seinen Kahn bereit hielt, um Meister Poggenklas und dessen schöne Tochter einzunehmen. Er mußte sehen, wie der hochgewachsene junge Mann aus dem Kahne an's Land sprang und der Gefeierten die Hand bot, um ihr hinein zu helfen; wie sie sich lachend an ihn schmiegte, um nicht in's Wasser zu fallen, und dann ihm gegenüber sich auf die schmale Holzbank, an der Seite des Vaters niederließ.

Als der Kahnführer, ein alter Schiffer, vom Lande stieß, wurde der junge Freundlich plötzlich von dem Berliner bemerkt. „Sieh' da, Bruder Schwabe,“ rief er spottend zu ihm herauf, „willst Du mitfahren? Spute Dich, wenn Du Lust hast. Aber wir können nicht erst wieder an's Land setzen, Du mußt zu uns heranschwimmen. Das Wasser ist schon warm und wird Dir nicht schaden.“ Er lachte laut auf, und Poggenklas ebenfalls. Auch Katharina ließ ihr gewöhnliches klingendes Lachen hören und spottete: „Ja, schwimmen Sie, lieber Freundlich, schwimmen Sie! Sie müssen sich herrlich als Frosch ausnehmen.“

Der Kahn flog auf der spiegelglatten Fläche rasch dahin und war bald aus dem Gesichtskreise des Schwaben verschwunden. „Also ein Frosch und — der gute Berliner!“ murmelte er verzweifelnd in sich hinein und schlich mit gebeugtem Haupt nach Hause, um in seinem Dachkämmerchen sich einsam satt zu weinen.

2.

Meister Poggenklas, in seiner Straße „der reichste Schneider“ genannt, war ein begüterter Handwerker, der sein eigenes, erst vor einigen Jahren neugebautes Haus, eine zahlreiche Kundschaft unter den ersten Kaufleuten der Stadt, für die ein Dutzend Gesellen arbeiteten, und nur ein einziges Kind, das schöne Trinchen, hatte, deren Mutter bereits vor vielen Jahren gestorben war. Er gehörte zu den wackern, aber auch zugleich etwas stolzen Leuten des Mittelstandes, die auf die ärmere Klasse ihres Gewerbes mit einem gewissen Hochmuth herabsehen, ohne deßhalb gerade hartherzig und lieblos zu sein. Im Gegentheil, er war mitleidig und hülfreich gegen alle Arme, und vor Allen gegen arme reisende Handwerksburschen, die nie unbeschenkt von seiner Thüre gingen. Von der Natur mit einem heiteren Temperamente beschenkt, liebte er ein Späßchen über Alles und hielt deshalb immer am meisten auf lustige Gesellen, die zugleich sich Etwas in der Welt versucht hatten und viel von fremden Ländern und Menschen zu erzählen wußten. Sehr stolz war er auf sein Handwerk, welches er das erste und wichtigste in der Welt nannte. „Gott schuf den ersten Menschen und damit den ersten Schneider,“ behauptete er immer, „denn Adam nähte seiner Frau, nachdem sie aus dem warmen Paradiese hinausgejagt waren, die ersten Kleider und Unterröcke, und sich selbst Jacke und Hosen aus Thierfellen zusammen. Also ist das Schneidergewerk das älteste und mithin das achtbarste auf Erden. Und noch wichtiger, als im grauen Alterthum, ist es erst in unserer Zeit geworden; denn was übt größeren Einfluß auf alle Verhältnisse, als die Mode, und wer ist der König der Mode? — Der Schneider! Sein Scepter ist die Elle, sein Gesetzbuch das Moden-Journal, der lange Arbeitstisch sein Thron, von dem herunter er die Welt beherrscht, sein Premier-Minister ist der Altgeselle, die andern Gesellen sind seine Räthe und Vollzieher seines Machtgebotes. Sein Wappen ist — nicht jenes nichtswürdige Gebilde: Scheere und Bügeleisen von zwei lächerlichen Ziegenböcken getragen, wie bösartige Neider und mißgünstige Feinde uns andichten wollen, sondern ein stattliches Löwenpaar, das vorerwähnte Attri-

bute mit aufgesperrtem Rachen und muthigem Wedeln des stolzen Schweifes beschützt." — So sprach er, wenn er guter Laune war, oft zu seinen Gesellen und Lehrburschen und prägte ihnen durch diese erhabenen Worte eine gewisse Begeisterung für ihre Profession ein, die in der That eine der nützlichsten und unentbehrlichsten in allen fünf Erdtheilen, namentlich in unserem kalten Europa ist, denn welcher Mensch könnte wohl in rauhem Wetter, oder gar im strengen Winter ohne Rock und Hosen herumlaufen, ohne sich den Schnupfen und andere Krankheiten zu holen? Und in Wahrheit, so oft er diese Worte sprach, ging seinen Gesellen und Burschen die Arbeit noch einmal so flink von der Hand. Sie nähten und bügelten dann nicht mehr für den lumpigen Wochenlohn, sondern für eine großartige Idee, die Allen Stolz und Beharrlichkeit einflößte, für die Idee — Schneider zu sein.

Unter seinen Gesellen beglückte er besonders die lustigsten und witzigsten mit seiner Gunst; daher war auch der lange Berliner, Amandus Schnippser, der größte Witzbold in der Arbeitsstube, sein Liebling. So oft er konnte, zog er ihn in seine Gesellschaft und sah gar nicht scheel dazu, daß dieser seiner Tochter auf eine feine Weise alle nur möglichen Aufmerksamkeiten erwies. War der Berliner doch ehrbarer und wohlhabender Eltern Kind, wie sich aus seinen Briefen von Hause erwies, die er regelmäßig dem Meister zum Durchlesen übergab, damit dieser seine Familienverhältnisse kennen lernte. Der alte Schnippser war ein reicher Porzellanhändler in Berlin und hatte einst die Absicht, seinen Sohn Amandus studiren zu lassen; allein dieser, als Knabe zufällig die Werkstatt eines Schneiders besuchend, faßte urplötzlich eine heftige, nicht zu unterdrückende Neigung zur kunstreichen Handhabung der Nadel und Scheere und wollte demnach von keinem Studium hören. Er bestürmte den Vater mit Bitten, seinem Drange nachzugeben. Nach manchen Stürmen, die sich für Amandus gewöhnlich mit einer Prügelsuppe endigten, gab der Porzellankaufmann endlich nach und seinen Sohn zu einem geschickten Schneider in die Lehre. Nach drei Jahren ward er Geselle; dann durchreiste er Europa in verschiedener Richtung, besuchte Stockholm und Constantinopel, Moskau und Paris, London und Wien, Pesth und Königsberg und kam so auf seiner Wanderung nach Hamburg und zu Meister Poggenklas. Hier arbeitete er nun seit zwei Jahren und hatte sich in dieser Zeit die Gunst seines Meisters und manchen freundlichen Blick von dessen Tochter erworben. — Amandus, von seinen Mitgesellen wegen seiner hohen Figur der lange Berliner geheißen, war aber auch ein schöner, junger Mann, der wohl einem jungen Mädchen, und wär' es auch die erste Meisterstochter der ganzen Stadt, gefallen konnte. Denn keiner unter allen Gesellen besaß so feine und interessant blasse Gesichtszüge, als er, keiner ein so feuriges Auge, aus dem er so zärtliche, verlockende Blicke zu schießen wußte, keiner die Gabe, so süße Redensarten auszukramen, die er aus den neuesten Romanen geschickt sich angeeignet hatte. Dazu tanzte er wie ein Gott, trug sich mit vollständiger Eleganz und immer nach der neuesten Mode; ging nie ohne Lorgnette und Glacéhandschuhe über die Straße und war in seinem Wesen das Muster eines modernen Zierbengels. Hinsichtlich seiner Arbeit war es nun freilich nicht weit her; denn keiner von seinen Nebengesellen machte so schlechte und ungleiche Näthe als er, aber man verzieh es ihm, seiner übrigen glänzenden Eigenschaften wegen, und hauptsächlich, weil er der Sohn eines reichen Mannes war.

Ihm so ungleich, wie die bescheidene Nachtigall dem mit buntfarbigen, glänzenden Gefieder prunkenden Wiedehopf, zeigte sich der junge Schwabe Hans Freundlich, der zugleich mit dem Berliner in Hamburg eingewandert war. So nobel und elegant der Erstere einher stolzirte, so einfach und bescheiden, im dürftigen Röcklein, ging der Andere. Was Amandus zu viel, sprach Hans Freundlich zu wenig. Einmal war er von Natur schweigsam und ernst gestimmt und zum andern wurde er, wenn er in der Werkstatt oder auf der Herberge den Mund zum Sprechen aufthat, wegen seiner schwäbischen Mundart verhöhnt. Auch in seiner Persönlichkeit stand er in den Augen der Mädchen und Frauen weit hinter dem Berliner zurück; denn er war mehr klein als groß; dabei wies sein Gesicht durchaus nichts Interessantes und Hervorstechendes. Das Einzige, was für ihn einnehmen konnte, war eine unendliche Gutmüthigkeit, die aus seinen großen treuen Augen hervorblickte. Und wirklich gab der Schwabe fast zu allen Stunden des Tages die größten Beweise seines guten Herzens ab.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

Vor dem Schlagbaum von Neuilly hielt ein Fuhrmann mit einer Ladung Stroh und die Zollofficianten ließen ihn undurchsucht passiren. Weil aber der Fuhrmann ein so pfiffig vergnügtes Gesicht machte, eilten sie nach und hielten ihn beim Stadthause unvermuthet an. Ein Strohbund wurde herabgenommen und durchsucht und siehe — man fand im Innern die feinsten Cigarren und nahm dem Erstaunten an 20,000 Stück weg.

*Mit dem Großfürsten Michael besuchten viele Hofherren, die mit Orden reich geschmückt waren, die Sternwarte in Petersburg. Der Astronom Struve zeigte sich beim Empfang etwas verlegen, so daß einer der Hofherren den Großfürsten darauf aufmerksam machte und seine Verwunderung darüber aussprach. Kein Wunder, entgegnete der Großfürst, Struve ist überrascht, so viele Sterne am unrechten Platze zu sehen.

*Ein zu Fuß reisender Maler kommt an die baierische Grenze und erhält da vom Grenzwächter die Weisung sein Geld vorzuzeigen, da er schwerlich Arbeit bekommen würde und das Betteln verboten sei. Der Maler holt eine tüchtig gefüllte Börse hervor, und der Grenzwächter meint schmunzelnd: Da würde für ihn wohl auch ein Seidel Wein abfallen. Der Maler aber steckt die Börse wieder ein und spricht: Mein Lieber, das Betteln ist verboten.

*Ein Professor der Zoologie, den jeder Hospitant ärgert, sieht beim Hereintreten in's Auditorium einen Fremden hart am Katheder stehen und beginnt die Vorlesung: Meine Herren, ich bin bis zum Esel gekommen, (den Hospitanten ansehend) wollen Sie sich nicht setzen? — Ich danke, erwiederte dieser, ich kann auch stehend vom Esel hören.

*Die neuesten Zeitungen aus New-York erzählen von einer Wette, die ein dortiger, wegen seiner Wettsucht und seiner vortrefflichen Austern allgemein bekannter Wirth kürzlich gewonnen und doch verloren haben soll. Zwei sehr anständige Herren erschienen bei ihm, tranken und aßen viel, brachten bald das Gespräch auf das Wetten und einer erzählte namentlich, daß er am Tage vorher zweihundert Dollars verloren, weil er gewettet habe, eine halbe Stunde vor einer Uhr zu stehen und, ohne zu fehlen, bei den Schwingungen des Pendels zu sagen: „Herüber! hinüber!" während die Anwesenden Alles aufboten, um die Aufmerksamkeit abzulenken. Er, der Erzähler, habe es kaum zehn Minuten ausgehalten. Der Wirth überlegte sich die Sache, glaubte gewiß zu sein, die erwähnte Aufgabe im Nothfalle eine Stunde lang durchführen zu können, und erbot sich dann, die Wette auch zu halten. Die Herren sträubten sich, nahmen aber doch endlich die Wette um 25 Dollars an. Der Wirth stellte sich vor seine Uhr, fest entschlossen, sich durch nichts irre machen zu lassen, und fing an: bei dem Pendelschlage laut zu sagen: „Herüber! hinüber!" Die Herren versuchten mancherlei vergebens, um ihn zu stören, und erwähnten auch, die Wette gelte nicht, weil das Geld nicht aufgezählt worden sei; der Wirth ließ sich nicht irre machen, nahm eine Brieftasche heraus, die mehrere hundert Dollars in Papiergeld enthielt, reichte sie hin und murmelte: „Herüber! hinüber!" Die Fremden sagten nun, sie würden sich unterdeß zu der Frau Wirthin begeben, gingen hinaus und ließen die Thüre offen. Der Wirth war nicht eifersüchtig, vermuthete, daß die Herren ihn von der Thüre beobachten würden, und zählte laut: „Herüber! hinüber!" So waren wohl zwanzig Minuten vergangen, als der jüngste Sohn des Wirthes erschien und ihm zurief: er möge hinauskommen, es sei ein Mann da; der Vater antwortete nichts, als: „Herüber! hinüber!" und als der Knabe nicht schweigen wollte, gab er ihm gelassen eine Ohrfeige, während er richtig fortzählte: „Herüber, hinüber!" Jetzt lief der Knabe weinend fort, die Frau Wirthin erschien selbst, überschüttete ihren Mann, der immer fortzählte, mit Vorwürfen, und sagte endlich, der Mann, der das Haus gekauft habe, sei da. „Herüber! hinüber!" lautete die Antwort, was auch die Frau sagen mochte. Endlich war die Stunde abgelaufen und der Wirth fragte sogleich: „Wo sind die Herren?" — „Welche Herren?" — „Die beiden, die Champagner tranken?" — „Die sind schon seit einer halben Stunde fort." Der Wirth stand wie vom Blitze getroffen da und konnte nichts herausbringen, als: „Und meine Brieftasche?" Die Brieftasche mit dem Papiergelde, welchem der Wirth die 25 Dollars hinzuzufügen gedacht hatte, war und blieb verschwunden, und die gewonnene Wette demnach verloren.

Druck und Verlag von W. Levysohn.